



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actendruckerei in Fulda.

Nr. 5. Sonntag den 1. Februar 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechende Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einlegen von Forderungen ist Fulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender. — Vierter Sonntag nach Erscheinung. — Der Herr der Natur. — Lichtmessgedanken — Aus dem Kalender der Woche. — Ein Vorschlag. — Glück bewahrter Unschuld. — * Der Tod, ein Engel. — Splitter. — Hirten schreiben der Fuldaer Bischofskonferenz. — Für die lieben Eristkommunikanten.

Wochentalender.

- Sonntag, 1. Februar, 4. nach Erscheinung. Ignatius, Bischof und Martyrer.
Montag, 2. Febr., Maria Lichtmess.
Dienstag, 3. Febr., Blasius, Bischof und Mart.
Mittwoch, 4. Febr., Khabanus Maurus, Bisch. u. Vel.
Donnerstag, 5. Febr., Agatha, Jungfrau u. Mart.
Freitag, 6. Febr., Dorothea, Jungfrau und Mart.
Samstag, 7. Febr., Richard, Welener.

Vierter Sonntag nach Erscheinung.

Der Sturm auf dem Meere.

Evangel. Matth. 8, 23—27.

In jener Zeit, als Jesus in das Schifflein trat, folgten ihm seine Jünger nach. Und siehe, es erhob sich ein großer Sturm im Meere, so daß das Schifflein mit Wellen bedeckt wurde; er aber schlief. Und seine Jünger traten zu ihm, weckten ihn auf und sprachen: „Herr, hilf uns, wir gehen zu Grunde!“ Und Jesus sprach zu ihnen: „Was seid ihr fürchtam, ihr Kleingläubigen?“ Dann stand er auf, gebot den Winden und dem Meere, und es ward eine große Stille. Die Menschen aber wunderten sich und sprachen: „Wer ist dieser, daß ihm auch die Winde und das Meer gehorchen?“

Der Herr der Natur.

Es muß ein erhebendes Gefühl sein, ein modernes Lustschiff zu lenken. In der ungeheuren, weglosen Lustwüste fliegt es auf und ab, vorwärts und rückwärts, rechts oder links, hoch oder tief, ganz nach der Willkür oder Laune des Führers. Mit Recht fühlt und betrachtet er sich als unumschränkten Herrn und Gebieter seines Flugzeuges. —

So ist auch Gott der Herr über die gesamte Natur. Indem der Heiland seine Zeitgenossen zur Erkenntnis seiner Allmacht, seiner göttlichen Würde führen will, hat er sich vor ihnen erstaunten Augen als Herrn der Natur gezeigt. Betrachte nur den Bericht des heutigen Evangeliums. Ein Sturm legte über das Galiläische Meer. Vergeblich war alle Gegenwehr eines Petrus und seiner Genossen. Mit unerbittlicher Faust zerriß der Wind die Segel, knickte er den Mast, spritzte er das tobringende Wasser in das Innere. Endlich lassen die Jünger sich dem Herr, stoßen den schlafenden Meister in die Seite und wecken ihn auf mit dem verzweifelten Ruf: Herr, hilf uns, sonst gehen wir unter!

Und Jesus glättete zuerst die Wogen ihres Herzens mit dem Oele sanften Tadelns und sprach: Was seid ihr so fürchtam, ihr Kleingläubigen? Dann stand er auf und glättete die Wogen des Wassers und schalt den heulenden Sturm und drohte den wütenden Wogen und sprach: Wind, sei stille, Wellen, leget euch. — Und sofort legte sich der Sturm, wie ein Hündchen, das unter den Tisch kriecht und zu den Füßen seines Herrn sich duckt. Fürwahr, wärest du Zeuge dieses Schauspiel gewesen, es wäre dir auch ein Schauder über die Haut gelauten, und ein Schreck dir in die Glieder gefahren und du hättest mit jenen glücklichen Schiffern staunend gerufen: wer ist doch dieser, daß ihm sogar die Winde und das Meer gehorchen? —

Wer er ist? Der Sohn Gottes, der Schöpfer der Welt, der Teilhaber der göttlichen Allmacht, der König der Geister nicht bloß, sondern auch der König der vernunftlosen Kreatur, mit einem Wort: der Herr der Natur.

Nimm die hl. Schrift zu Hand und schlage einige Stellen auf, die in gewaltiger Sprache die Herrschaft Gottes über die Natur schildern. „Er schaut die Enden der Welt und sieht alles, was unter dem Himmel ist; er gab den Winden ihr Gewicht und wog die Wasser nach dem Maße; er gab dem Regen ein Gesetz und einen Weg den tobenden Wellen.“ (Job 28, 24). „Gott deckt den Himmel mit Wolken und bereitet Regen der Erde; er läßt Gras wachsen auf den Bergen und Kräuter zum Dienste der Menschen.“ (Ps. 146, 8). „Dein, o Gott, ist der Tag und dein ist die Nacht; du schufest das Morgenrot und die Sonne; du machtest alle Grenzen der Erde, den Sommer und den Frühling erschufest du.“ (Ps. 73, 16).

Laß mich noch einige Beispiele aus der hl. Geschichte anführen, die Gottes unumschränkte Herrschaft über die Natur veranschaulichen. Gott war es, der unter Blitz und Donner auf dem Berge Sinai sein Gesetz verkündigte; Gott war es, der in einer Wolkensäule vor den Israeliten herzog; Gott war es, der die Sonne wie eine Uhr stehen ließ bis zum Steine Joines; Gott war es, der dem Jonas ein Quartier aufschlug im Bauche des Walfisches; Gott war es, der den Stern im Morgenlande aufgehen und vor den Weiten einherstreiten ließ; der Heiland war es, der das Wasser in Wein verwandelte, der in der Wüste das Brot vermehrte, der die Fische aus allen Tiefen und Breiten des Meeres herbei lockte und

in das Netz Petri schlüpfen ließ; der den Wasserpiegel zu einer festen Straße machte, über die er selbst mit seinem Liebling dahinschritt; Gott wird es sein, der am Weltende große Zeichen tun wird an der Sonne, dem Mond und den Sternen, der das Gefüge der jetzigen Welt auflösen, der einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen wird, auf denen Gerechtigkeit wohnt.

Nein, mein lieber Leser, es gibt im ganzen Reiche der Natur keinen Zufall, kein blindes Spiel, kein regelloses Ungefahr; jeder Erzsapfen, jeder Schneestall, jeder Regentropfen, jeder Sonnenstrahl, jedes Wölkchen und jedes Lüftchen misst und vergelt, wirkt und ruht nach dem Plan und Willen eines weisen Schöpfers und umsichtigen Führers. Es verdient ein mitleidiges Lächeln, wenn törichte Menschen meinen, die Erfindungen und Erfindungen unseres Zeitalters seien Arthiebe, um unsern Herrgott zu stützen; vielmehr sind es lauter Stützen, die zu ihm führen. Sag einmal, hat denn der Mensch den elektrischen Strom erschaffen, der im Telephon unter Wort in die Ferne trägt, der in der Bogenlampe unsere Zimmer und Straßen erhellt, der in der Trambahn so rasch uns zum Ziele führt, der mit Eisenstrahl die Maschine treibt? Nein, nein. Um sein Werk in Stand zu setzen, braucht der Erfinder Kohle, Metalle, Wasser und andere Stoffe. Wer liefert ihm denn diese? Hat nicht Gott sie geschaffen? Und hat denn der Mensch jene geheime Kräfte in die Stoffe hineingelegt? Nein, das tat wieder jener unerschaffene, allmächtige Geist, den wir Gott nennen. Freilich hat auch der Mensch an seinen Erfindungen einen fetten Anteil: mit seinem Scharfsinn entdeckt er in den Stoffen die verborgenen Kräfte, die er dann befreit, an den Tag zieht und in den Dienst der Menschheit stellt. Dielen Scharfsinn aber, diese siegreiche, durchdringende Kraft des Verstandes, diese eisernen Energie des Willens, spricht, verdankt der Mensch sie nicht abermal seinem Herrn und Schöpfer? So treue dich immerhin, du Kind des zwanzigsten Jahrhunderts, treue dich der modernen Erfindungen und benütze sie nach Mäßigkeit, beuge aber auch demütig deinen Nacken und bekenne mit dem Psalmisten: nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib die Ehre.

Wenn also in Japan ein Vulkan ausbricht, der Tausenden von Menschen das Leben kostet, wenn die Ostsee wütet und ihre Opfer fordert, wenn Flüsse über die Ufer treten und Schaden anrichten, wenn Schneelawinen niederstürzen und

Häuten und Wanderer verflinnen, wenn irgend welche Naturgewalten sich entseelen und auf eigener Spur einherziehen — dann geschieht das alles nicht nach Laune des Schicksals, sondern nach dem Willen oder nach der Zulassung Gottes, der über alle seine Werke schaltet und waltet nach freiem Ermessen. So sehr die Schäden zu bedauern sind, die durch derartige Katastrophen angerichtet werden, so sproßt doch unter den Trümmern des Unglücks mannigfacher Nutzen, daß wir nämlich unsere Ohnmacht empfinden, Gottes Oberherrlichkeit erkennen und erbarmend die Hände ausstrecken nach den Brüdern, die da seufzen unter der Geißel der göttlichen Heimsuchung.

Der Burgpfarrer.

Lichtmessgedanken.

Mit dem Feste Maria Lichtmess geht die Weihnachtzeit zu Ende. Die ganze Weihnachtsliturgie durchdringt der Gedanke vom Licht. „Finsternis deckt die Erde und tiefes Dunkel lag über den Heidenvölkern“. Irrtum und Sünde und religiöse Unwissenheit, die „Todeschatten“, herrschten auf der vorchristlichen Welt. Selbst beim Lichtvolk des Alten Bundes, den Israeliten, hatten die heuchlerischen und engbrüstigen Schriftgelehrten das Licht der alttestamentlichen Offenbarung fast unter den Scheffel gestellt.

„Da steigt mitten in tiefer, stiller Nacht das große Licht vom Himmel.“ Der Sohn Gottes, der Abglanz des Vaters, steigt zur Erde nieder, ein unscheinbares, schwaches Kindlein: Christi Geburt.

„Nun erbehe dich, Jerusalem, und laß dich erleuchten! Der helle Glanz des Herrn geht über dir auf. Schmäde dem Gemach, bräutliches Sion, umfange Maria, sie trägt den Uchilidng der Herrlichkeit! Schau, die Jungfrau steht vor dir, tragend im Arm das Kind, gezeugt vor dem Morgenstern“: Jesu Darstellung im Tempel.

Das „große Licht“ leuchtet zuerst dem Volke Israel. Die Lichtträgerin Maria bringt es selbst in den religiösen und weltlichen Mittelpunkt des alten Gottesvolkes, nach Jerusalem in den Tempel.

Aber nicht nur den Juden, der ganzen Welt ist das „große Licht“ aufgegangen:

„Auch die Heidenvölker können wandeln in diesem Licht und ihre Könige im Glanz dieser Sonne, dem Licht zur Erleuchtung der Heidenwelt“: Erscheinung des Herrn.

Auch unserer Seele ist dies beseligende Licht aufgegangen; darum feiern wir heute mit geeigneten Kerzen Lichtmessen.

1. Die gezeigten Kerzen sind heute vor allem ein Ausdruck des Dankes fürs Glaubenslicht. Immer wieder singt die Kirche bei Prozession und Messe in dankbarer Freude: Licht zur Erleuchtung der Heiden und zum Ruhm deines Volkes Israel.“ Die Alten haben die brennende Kerze sinnig gedeutet: In der Flamme haben sie die Gottheit, im Wachs den Leib, im leuchtenden Docht die von der Gottheit erfüllte Seele Christi und in der emsigen, wachspendenden Biene die jungfräuliche Mutter.

Die geeigneten Kerzen sind dann Mahnung, ein Lichtleben zu führen. Lichtleben ist Wandel im Licht des Glaubens und der Gnade. Leidenschaft und Sünde macht das Seelenaug blind. Christum ab diese Werke der Finsternis, und Christus wird eure Seele erleuchten und „euer Herz mit dem Feuer seiner süßesten Liebe entzünden.“

Auch zum Apostolat mahnt uns die brennende Lichtmessenkerze. „Laßt euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie den Vater im Himmel preisen.“ Licht der Welt, wie die Apostel, sollen wir sein vor allem durchs Beispiel unseres Lichtlebens; Licht, nicht aus uns selbst leuchtend, sondern wie Planeten, glänzend im Sonnenschein der Lehre, Gnade und Heiligkeit Christi.

Das gilt auch euch, ihr christlichen Männer, besonders denen, die sich dem Männerapostolat angegeschlossen haben. Da sollt ihr mannhafte

eintreten für die Sache Christi und seiner hl. Kirche, ihr sollt eure Arbeiten, Gebete und Leiden dem göttlichen Herzen Jesu weihen und am Herz-Jesu-Sonntag an der Männerkommunion teilnehmen. Nach zeitlicher Ueberlegung seid ihr dieser Ehrengarde Christi beigetreten. Nun gilt: Ein Mann ein Wort. Der erste Sonntag muß euch an der Kommunionbank sehen und wenn andere weihen für den Unglauben und die Sittensverderbnis — dann mußt du werden für Christus, mußt deine Umäbung erwarman und begeistern für den Heiland im Sakramente.

2. Die geweihte Kerze ist ein Sakramentale, das heißt, ein Gegenstand, den die Kirche durch ihr Gebet geheiligt hat, indem sie den Segen Gottes auf alle herabfleht, welche sich desselben in kindlichem Vertrauen auf den mütterlichen Segen der Kirche bedienen. Weil wir beim Gebrauche solcher von der Kirche geweihter Gegenstände unsere Hoffnung auf Gott und auf die Fürbitte der Kirche setzen, kann nur Unwissenheit darin einen Aberglauben sehen.

Wenn die Kirche an diesem Tage die Kerzen weicht, so sieht sie im ersten Weibegebet zu Gott: „durch die Fürbitte der seligen, allzeit jungfräulichen Maria“, er möge diese Kerzen segnen und weihen „zum täglichen Gebrauch der Menschen, für die Gesundheit des Leibes und der Seele, zu Land und zu Wasser“. Daher sorgten unsere Vorfahren dafür, daß jedes Haus an Maria Lichtmess seine Kerze erhielt. Wenn Gewitter herauszogen, wenn Krankheiten das Leben bedrohten, wenn der Priester einem Kranken die letzte Begehrung reichte, wenn teuflische Gewalten das Glück und den Frieden des Hauses zu gefährden schienen, wurde die Lichtmessenkerze angezündet in der Hoffnung, daß die Weibegabe der Kirche nicht unerhört bleiben. Dieses gläubige Vertrauen ist nicht Aberglauben. Mehr wirkt das Sakramentale, wenn wir beim Gebrauch jedesmal unser demütiges Flehen mit dem Kirchengebet vereinigen.

3. Jesus und Maria sind unzertrennlich verbunden. Das Lichtmessfest ist zugleich Herrnfest, wie das Neujahrsfest zugleich Muttergottesfest ist. Wenn man die Gebetslegte im Brevier und Messbuch an diesen zwei Tagen betrachtet, weiß man nicht, ob die Christusidee oder der Mariengedank überwiegt. Das braucht uns auch keine Sorge zu machen. Wer Jesus sagt, sagt Maria, und wer Maria sagt, sagt Jesus. Wer Maria liebt, wächst in der Liebe Jesu, und wer Jesus verehrt, nimmt in der Marienliebe zu. Das Kind und die Mutter sind unzertrennlich.

Aus dem Kalender der Woche.

Preis den braven, schwarzen Mönchen,
Preis den wackern Kuttenträgern,
Alles mentallich schönes Wissens,
Frommen Hättern, treuen Pflegern!

Mit diesen Worten preist der Dreizehnlindendichter die großen „Pioniere“ christlichen Glaubens und christlicher Kultur in Deutschland. Einer der größten unter ihnen ist der durch seine Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, kirchliche Treue und hohen Verdienste um das deutsche Schul- und Erziehungswesen berühmte hl. Abbanus Mursus, der „praeceptor Germaniae“ (Vehremeister Deutschlands) dessen Fest wir am 4. Februar begehen.

Der hl. Abbanus entstammte einem angeesehenen römischen Geschlechte, welches in Mainz ansässig war. Er war zwischen 774 und 776 geboren. Seine Eltern, Rulhard und Adelgundis, hatten ihn von frühester Kindheit an dem göttlichen Dienst geweiht. Deshalb vertrauten sie ihn schon im 9. Lebensjahre der Klosterschule zu Fulda an, die damals unter der Leitung des Abtes Bangolf stand und schon einen großen wissenschaftlichen Ruf besaß. Frühzeitig nahm Abban hier die Liebe für die Wissenschaft in sich auf. Noch unter Bangolf im Jahre 801, wurde er zum Diakon geweiht. Im folgenden Jahre legte Bangolf seine Würde nieder. Sein Nachfolger Ratgar hatte weniger

Verständnis für die Bedeutung der Wissenschaft und deren Pflege im Kloster. Sein Sinn war vor allem auf das Bauen von Kirchen und Wirtschaftsgebäuden gerichtet. Doch hat er das große Verdienst, daß er beauftragte, jüngere Mönche in andere Klöster schickte, um sie in den dortigen Klosterschulen zum Lehramt heranzubilden zu lassen. So sandte er Abbanus auf seine dringenden Ritten nach Tours zu dem gelehrten Alkuin, welchen Kaiser Karl der Große von York in England nach dem Kronenlande berufen hatte. Zu den Füßen Alkuins sollte Abbanus, wie es in den alten acta abbatum Fulda heißt, die „liberales artes“ erlernen und seinen Bildungsgang zum Abschluß bringen. Es mag sich Ratgar von dem Gedanken haben leiten lassen, Abban, dessen hervorragende Vebefähigung ihm schon damals wohl nicht entgangen, durch Alkuin zum Lehrer heranzubilden zu lassen, um ihm später die Leitung der Fuldaer Schule anzuvertrauen. Es ist außer dem Zweifel, daß die Schule, die Abban bei Alkuin genoss, für sein ganzes Leben grundlegend war.

Nachdem Abban wieder nach Fulda zurückgekehrt war (803), wurde er im Verein mit Samuel, der später Bischof von Worms wurde (841) mit der Leitung der Klosterschule betraut. Die Erteilung des Unterrichts lag bei 12 Mönchen, welche „seniores“ genannt wurden, die Verwaltung blieb dem „magister“ anheimgegeben, der seinerseits lediglich dem Abte verpflichtet war. Abban und Samuel teilten sich in das „magisterium“. Als Abban seinem Lehrer Alkuin die Uebernahme des Lehramtes mitteilte, schrieb ihm dieser folgende, wahrhaft goldene Worte: „Ermahne die Kleinen, die um dich sind, zur Keuschheit des Körpers, zur Ausdauer im Lernen und zu verständigem Umgang. . . in ihrer Jugend sollen sie lernen, damit sie im Alter lehren können. Sie die Kleinen sollen sie sich ehrethätig benehmen; die kirchlichen Übungen sollen sie lieben. Trage Sorge, daß sie an dir ein Muster haben, und ermahne sie mit heiligen Worten.“ Schon jetzt zeichnete sich Abban als Lehrer aus. Rasch verbreitete sich der Ruf von seiner Gelehrsamkeit und mit jedem Tage wuchs die Zahl seiner Schüler. Aber nur kurze Zeit dauerte dieses Glück. Schwere Tage brachen über das Kloster und Abban herein. Im Jahre 807 rach nämlich im Kloster eine verheerende Seuche aus, welche die meisten der jungen Ordensmänner hinwegraffte und die einst so große Schar bis auf ein kleines Häuflein reduzierte. Die Klosterschüler aber entflohen ob dieser Krankheit aus dem Kloster, so daß die Schule geschlossen werden mußte. Vielleicht mochte die große Strenge des Abtes Ratgar beides mitverantwortlich haben. Gewiß ist, daß er von nun an überhaupt alles Studium seinen Bauten hinarbeitete. Abban seines Lehramtes entthob und ihm seine Bücher wegnahmen ließ, sogar die Feste, die er in Tours nach den Lehrvorträgen Alkuins niedergeschrieben hatte. Alles Bitten und Flehen war umsonst; jahrelang dauerte dieser unerquickliche Zustand, bis durch das Eingreifen des Kaisers Ratgar abgekehrt wurde.

Abban, der inzwischen im Jahre 814 von Erzbischof Freistulph zu Mainz zum Priester geweiht worden war, erhielt seine Lehrestelle wieder und setzte nun sein unerbrochenes Wirken in der Klosterschule fort.

Im Jahre 817 wurde der hl. Ordensmann Sigil zum Abte gewählt. Bei ihm fand Abbanus für seine wissenschaftlichen Bestrebungen großes Verständnis, freudige Anerkennung und tatkräftige Unterstützung. Seine Vebefähigkeit entfaltete sich in segensreichster Weise und zeitigte Früchte, welche den Ruhm der Klosterschule zu Fulda weit über die Grenzen des Reiches hinaus trugen. Von allen Seiten kam eine ausgezeichnete Schar Schüler ins Kloster, um zu den Füßen Abban's zu sitzen und sich hier zu geistlichen und weltlichen Würden und Ämtern vorzubereiten. Viele Große und Fürsten übergaben ihre Söhne seiner bewährten Leitung. So kamen nach Fulda Fregulf, Bischof von Viseux, Servatus Lupus, später Abt von Ferrières, Walahfrid Strabo, der später Abt von Reichenau wurde und dessen Glossarien in der althochdeutschen

Literatur sehr berühmt sind; ferner Otfried, Abt von Weihenbura, der Verfasser der althochdeutschen Evangelienharmonie „Krisi“; endlich Radolt, Mönch zu Fulda. Auch ein Enkel Kaiser Karls d. Gr. Bernhard, ein Sohn des 810 gestorbenen Pipin später König von Italien (gestorben 818), war unter den Schülern Ababans und der Mönch Gottschalk, der späterhin durch seine irdigen Lehren Ababan herben Kummer bereitete. Unermüdet arbeitete Ababan an seiner eigenen Vervollkommnung, unermüdet auch an der Ausbildung seiner Schüler durch Wort und Beispiel. Bedeutungs-volle Schriften sind gerade in dieser Zeit entstanden, Schriften, die aus seiner Lehrtauglichkeit erwachsen sind, die er auf Bitte seiner Schüler oder auf Wunsch seiner hohen Vöner verfaßt hat.

Dem wissenschaftlichen Streben der Mönche zu Fulda kam vor allem ihre reichhaltige Bibliothek zu statten. Nach dem Zeugnisse des Geschichtsschreibers Luitprand hatte schon Karl d. G. eine solche im Kloster gegründet und es befanden sich in derselben eine große Anzahl von trefflichen Werken schriftlicher und mündlicher Literatur. Am meisten aber trugen die Mönche selber durch Abschreiben zur Vermehrung ihrer Bibliothek bei. Unter Ababan wurde ein eigenes Zimmer eingerichtet, worin wöchentlich der im Schreiben erhabenen Mönche fortwährend die Handschriften kopierten. Das Zimmer hieß scriptorium und über der Tür standen die Verse:

Hier ist der Sitz für die, so schreiben die heil'gen Gesetze
Und das gehetigte Wort heiliger Väter zugleich.
Hier ist ihnen vorwebt, in die Lehren Antikrat zu len,
Noch auch ihre vom Weg weit ab des Schreibenden Hand.
Aus den Büchern merze die Fehler die sind eines jeden,
Hierlich schreibe und grad' jegliche Feder den Text
Hierliche Arbeit ist's, die heiligen Bücher zu schreiben,
Und keines Lohnes wird gar lehr der Schreibende froh.“

Dieser Reichtum an Büchern gereicht Fulda zu um so größerem Ruhme, als anderwärts an solchen Schätzen ein ebenso großer Mangel herrschte.

Eine solche Bibliothek und ein Lehrer wie Ababan konnten denn auch nicht ihre Wirkung verfehlen, und daß sie nicht verfehlt wurde, beweist hinlänglich die Tatsache, daß geraume Zeit hindurch die meisten hochscholischen Stühle Deutschlands von den Schülern des Fuldaer Klosters besetzt wurden. (Schluß folgt.)

Ein Vorschlag.

Auf der letzten Katholikerversammlung zu Regensburg schilderte der Hochwürdigste Herr Weihbischof von Baderborn Dr. Hähling von Lanzener in ergreifenden Worten die Notlage der deutschen Katholiken in der Diaspora. Tausende von Katholiken entbehren dort noch immer den regelmäßigen Gottesdienst und die geordnete Seelsorge. Tausende geben infolgedessen jährlich der katholischen Kirche verloren. Nur zwei Beispiele:

In Groß-Berlin wurden 1912: 2159 rein katholische Ehen geschlossen. Davon katholisch getraut 1775. Verlust 768. Zu gleicher Zeit wurden 6032 gemischte Ehen abgeschlossen. Davon katholisch getraut 858. Verlust 4174. Von 5374 Kindern aus rein katholischen Ehen wurden 5189 katholisch getauft. Verlust 185. Von 6991 Kindern aus gemischten Ehen wurden katholisch getauft 1932. Verlust 5059. Gesamtverlust für das Jahr 1912: 10 180

Im Kommissariat Frankfurt a. M. wurden 1911 abgeschlossen rein katholische Ehen 736; katholisch getraut 635. Verlust 202. Gemischte Ehen 1165; katholisch getraut 329. Verlust 836. Kinder aus gemischten Ehen 1741; getauft 718. Verlust 1023. Gesamtverlust 2061.

So ist in der Tat „die Diaspora eine flaffende Wunde am Leibe der katholischen Kirche Deutschlands, aus der alles wieder entströmt, was wir durch natürliche Zunahme und höhere Sittlichkeit gewonnen haben.“ Der Arzt, der diese Wunde heilen will, ist der Bonifatiusverein. Seine Unterstützung ist und bleibt mehr noch als früher die Hauptpflicht der deutschen Katholiken. Da ist es sehr bedauerlich, wenn der oben genannte Redner als Vizepräsident des Bonifatiusvereins die Klage erheben mußte: „Es fehlt uns an Geld! Noch nie waren die Geldmittel so knapp wie sie jetzt sind.“

Soll sein Appell an das deutsche Volk zur Unterstützung des Bonifatiusvereins ungehört verhallen? Soll sein Gruß an unsere Jugendvereine an die Kongregationen, Gesellen-

vereine, Arbeitervereine, Männervereine usw. ohne jede Wirkung bleiben?

Diese Zeilen sollen darum den Gruß des Hochwürdigsten Redners allen katholischen Vereinen übermitteln und sie dringend auffordern zu eifriger Mitarbeit am großen Werke der Erhaltung des heil. Glaubens in der Diaspora. Wohl werden jetzt schon viele Mitglieder dieser Vereine auch dem Bonifatiusverein angehören und ihr Zerscheln spenden, aber der Verein selber, die Vereinskasse, konnte ohne besondere Schwierigkeit viel mehr der guten Sache dienstbar gemacht werden. Wenn man sich fragt, wie beispielsweise die Protestanten ihre großen Summen für ihre Diaspora aufbringen, so gibt uns der evangelische Reichsbote hierüber einen interessanten Aufschluß: Nach dem auf der 12. Hauptversammlung des evangelischen Kirchbauvereins in Berlin abgefasteten Bericht wurden innerhalb 13 Jahren fast 11½ Millionen Mark für evangelische Kirchen und ähnliche Zwecke ausgegeben. Diese Gelder wurden aufgebracht: Durch allerhöchste Gnadengeschenke Er M. des Kaisers und Königs 2 143 500 Mk., Geschenk der königl. Familie 934 410 Mk., die Berliner Stadtsynode 440 000 Mk., Fiskus 560 246 Mk., Kirchengemeinde 1 196 000 Mk., Kreisverbände und politische Gemeinden 157 400 Mk., Sammlung und freiwillige Spenden 5 638 208 Mk. Zusammen 11 306 764 Mk.

Uns Katholiken stehen derartige Quellen nicht so leicht zu Verfügung, deshalb sollten, wenigstens die Kassen der katholischen Vereine, nicht ver-gessen, regelmäßig ihren Beitrag an die Diaspora zu zahlen. An der Hand der interessanten Mitteilungen und Berichte im Bonifatiusblatt ist es gar nicht schwer, die Mitglieder für den Bonifatiusverein zu begeistern und wie leicht kann da zum Nutzen der Mitglieder das einmal ein Wort beigefügt werden über das Glück des wahren Glaubens, ein anderesmal über die gemischte Ehe, oder über den Segen des Gotteshauses, die öftere Kommunion usw. Der Aufforderung zu dem Vereinsalmosen aus der Vereinskasse im Laufe der Woche oder des Monats noch freiwillig eine Gabe beizufügen, läme gewiß mancher Zuhörer mit Freude nach. So wurde einmal in einer Jungfrauenkongregation am Feste der hl. Elisabeth der Vorschlag gemacht, es möchten alle Namenstagskinder eine Gabe beisteuern für eine Elisabethkirche und siehe, es konnten 17 Mark in die Diaspora abgesandt werden. Vor ca. 10 Jahren richtete der hochselige Kardinal Fischer von Köln an alle Frauen und Jungfrauen der Erzdiözese Köln die Bitte, um eine Gabe für den Bau einer Kirche zu Ehren der unbefleckten Empfängnis. Mehrere 100 000 Mark kamen an und die herrliche Kirche zu Elberfeld-Bohrwinkel steht da als glänzender Beweis für die Opferfreudigkeit, die apostolische Gesinnung und die werktätige Liebe der katbol. Frauen und Jungfrauen gegenüber der Gottesmutter und der hl. katholischen Kirche.

Wenn alle katholischen Vereine dieses Beispiel befolgen würden, was wäre das für ein großer Gewinn für die Diaspora.

Darum auf zur Tat. Der Bonifatiusverein ist für uns der wichtigste Verein, es handelt sich um das Seelenheil von Unzähligen.

Glück bewahrter Unschuld!

Von einem deutschen Jesuiten in Nord-Amerika.

Es war an einem Herbstmorgen des Jahres 189... als ein Zug durch die nordamerikanische Landschaft dahinbrauste. Dichter Nebel lagerte noch über dem Talrunde, durch das er eben seinen flüchtigen Lauf nahm. Im Osten, über den nebelsternen Bäumen, stand bleich und trübe die Morgensonne und ihre Strahlen vermochten nur schwer den grauen Nebelflor zu durchdringen. Schon bog der Zug um eine scharfe Kurve an der Mündung des Tales, da ertönte ein schriller Warnungspfeif, die Bremsen der Räder knirschten, ein jäher Ruck flog durch alle Wagen. Zu spät! Das Schreckliche ist bereits geschehen. Infolge des dichten heftigen Nebels hat ein Zusammenstoß stattgefunden. Da liegt nun ein großer Trümmerhaufen, der traurige Rest weiter Züge, die eben noch stolz und kraftvoll dahinrauschten und allem zu trogen schienen. Wimmern und Stöhnen, flehenliche Hilferufe ertönen allenthalben. Diejenigen, die unversehrt geblieben oder nur leichte Verletzungen erlitten, sind denkbar bereit zur Stelle. Auch kommt Hilfe von der nahe ge-

legenen Station, einem Landbüdchen. Nur mit großer Mühe nimmt man die Toten und Schwerverletzten aus dem Trümmerhaufen hervor und bettet sie vorläufig auf die leichte Erde. Eine car lange Reihe unglücklicher Opfer liegt bereits da, und immer noch legt man neue hinzu. Manche hat der Todesengel schon heimgeholt. Andere stöhnen herzzerreißend in Folge schwerer Verletzung. Ein Priester ist da und spendet Trost und Hilfe denen, die danach verlangen. Er kommt auch zu einem etwa 14-jährigen Jüngling, der auffällig ruhig daliegt, die Augen geschlossen, die Hände über die Brust gefaltet, ein Bild des Friedens inmitten der Stille des Todes. Sein Wimmern kann ihm der Schmerz expressen, der in seiner tödlich gequälten Brust ruht. Eigen-sächlich berührt beugt sich der Priester über den Jüngling, der trotz seines jugendlichen Alters so trefflich zu leiden verstand. „Wünschst du geistlichen Beistand?“ fragte der Priester. „Hochwürden“ versetzte mit matter Stimme der Jüngling, „heute morgen noch habe ich die hl. Kommunion empfangen. Da Herz Jesu-Freitag war, fuhr ich zur benachbarten Kirche. Auf dem Rückweg weichte mich das Un-glück.“ „Bedängst dich denn nichts im Angesichte des Todes?“ Da bedeckte eine matte Blässe die bleichen Züge des Jünglings. „Hochwürden“, hauchte die sterbende Stimme, „ich habe nie in meinem Leben die Unschuld verlegt.“ Tief gerührt eilte der Priester weiter, anderen Sterbenden den letzten Beistand zu erteilen.

Fretlich aber lag der sterbende Enael da. Sein Angesicht ward immer blässer. Doch seine Züge am pieken ein so zartes seltsames Lächeln, das erinnert an jene glückliche Heimat dort oben, wo weder Trauer noch Schmerz zu finden ist.

Im Osten war unierdessen die Sonne höher und höher gestiegen. Ihre goldenen Strahlen legten sich wie verklärend auf den sterbenden Dulder, wie Morgenrauß zu ewigem Glück, wie Jährot zur himmlischen Beiläufig.

Der Tod, ein Engel.

(Nach einem englischen Gedicht.)

Was fürchtest du den schönen Engel Tod,
Der deiner harri am Tor vor sel'gem Land,
Der dir hinweg den schweren Atem läßt,
Der deine Augen schließt mit sanfter Hand?

Er, den du fürchtest, legt die kalte Hand
Auf's Herz dir, dich den Schmerzen zu entzieh'n;
Er dämpft die Schreden des verdorrten Hirn's
Und heilt der Sorge dunkle Schatten flieh'n.

Er bringt zurück, die nichts uns wiederbringt,
Nicht Sehnsucht, noch Gebet, noch Zeit noch Nacht,
Die längst geschwunden und so teuer, wie
Den Blumen des Gesichts nach langer Nacht.

Was ist das Leben, wenn es alles ist?
Die Tränen blenden dich, laßt lächeln du
Die Schätze, wartend dein im ernen Blau;
Sie alle führt dein Freund, der Tod — dir zu!

Splitter.

Wo der Gehorsam ausbört, da hört auch die
Disziplin auf. Die höchste und edelste Form, in welcher
der Gehorsam jutage tritt und deshalb von den Vor-
geordneten erstrebt werden muß, ist nicht die Furcht
sondern Hochachtung und Pietät. (Bone.)

Kommst du zum Bäden,
Dann wehe dem Räden. (Bone.)

Gehorsam! Schwer und edel Wort
Wie selig wärs der Welt verunken
In Liebe schmelzend, gotteskrunken
Anstehen einzig deinen Fort!
(Kingsseis: Der Königin Lied.)

Je mehr einer zu tun hat, desto mehr Zeit findet er.
(Bone.)

Du liebes, du golderes, du himmlisches Vater-
unser, wo ist ein Schmerz, den du nicht hilffest,
wo ein Leid, dem du nicht Balsam bist, wo ein
Stam, den du nicht veridnnt? Gewaltig ist das
Webe, das im klauen Menschenbergen Raum findet,
gewaltiger noch der Trost, den deine Worte jedem
wunden Herzen bringen.

(Seeburg: Durch Nacht zum Licht.)

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Hirtenschriften der Suldaer Bischofskonferenz.

Die am Grabe des hl. Bonifatius versammelten Bischöfe entbieten den Gläubigen ihrer Diözesen Gruß und Segen im Herrn.

Liebste Diözesanen!

Familien Sorgen sind schwere Sorgen. Das wissen die meisten von Euch aus eigener Erfahrung. Die Sorge für die christliche Familie ist in heutiger Zeit auch die schwerste Sorge Eurer Bischöfe. Diese Sorge hat uns beschäftigt, als wir das letztemal am Grabe des hl. Bonifatius versammelt waren; sie hat uns den Entschluß eingegeben, ein gemeinsames Hirtenwort an alle unsere Gläubigen zu richten. In unserem Hirten schreiben vom 12. August 1908 haben wir Euch aufgefordert zum Kampfe gegen die Macht der öffentlichen Unsitlichkeit. Heute rufen wir Euch auf zum Schutze der christlichen Familie, die von furchtbaren Zeitübeln und Zeitlastern schwer gefährdet ist.

Die Familie ist die Lebenszelle und der Lebensquell der Menschheit, der Nation, des Staates und der Kirche. Ist die Familie krank, so ist das ganze Volk krank. Entartet die Familie, so geht es mit der Nation abwärts, und kein Wohlstand und kein Bildungsstand, keine Heeresmacht und keine Weltmachtstellung kann den Niedergang aufhalten. Es gab eine Zeit, wo der Deutsche sich berechtigt glaubte, diese bitteren Wahrheiten auf andere Nationen anzuwenden. Heute treffen sie in voller Schärfe uns selbst. Der Zeitpunkt ist gekommen, wo Eure Bischöfe an das Prophetenwort erinnern müssen: Mein Volk, die dich glücklich nennen, belügen dich u. verderben die Wege deines Wandels; die glücklich preisen, sind Verführer, und die sich glücklich preisen lassen, stürzen in den Abgrund. (Jf. 3, 12; 9, 16.)

I.

1. Die deutsche Familie — wie stand sie einstens hoch in Ehren und Furcht der Liebe und Treue, der Ordnung und Frömmigkeit, als Bild der Gesundheit und Fruchtbarkeit! Nun ist auch über sie eine schwere Erkrankung gekommen. Auf diese weist hin ein Wort von unheimlichem Klang, das früher uns nichts anging, das Wort **Geburtenrückgang**. Wie weit das Uebel schon um sich gegriffen hat, das zeigen die Zahlen, die diesen Rückgang feststellen.

Im Jahre 1876 kamen in Deutschland auf 1000 Einwohner 42 Geburten. Im Jahre 1911 bloß noch 29. Ein Kind weniger auf 1000 Einwohner bedeutet 65 000 Kinder weniger im ganzen Reich. Also weist das Jahr 1911 im Vergleich mit dem Jahr 1876 einen Ausfall von weit über 800 000 Kindern auf. Von Jahr zu Jahr geht die Zahl der Geburten zurück, und zwar in Frankreich im letzten Jahrzehnt rascher als selbst in Preussland und Belgien. Wenn es nicht gelingt, dem Uebel Einhalt zu gebieten, so wird auch bei uns die Zahl der Todesfälle die der Geburten übersteigen, und es wird auch für Deutschland das Wort gelten: mehr Särge als Wiegen.

Diese Zahlen rufen eine erschreckend deutliche Sprache. Und sie rufen nicht etwa bloß über Not, sie klagen gegen Schuld, gegen schwerste Schuld. Die läuschen sich und andere, die den Rückgang der Geburten lediglich oder hauptsächlich aus ungünstigen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen, aus der Leterung der Lebensmittel, der Erschwerung der Lebenshaltung herleiten wollen. Unser Volk hat sich durch viel schlimmere Zeiten hindurchgekämpft, ohne daß jene schlimme Erscheinung eingetreten wäre. Nachweisbar ist das besagte Uebel nicht eine Folge der Not sondern eine Folge des Luxus; in den oberen Ständen, in reichen und wohlhabenden Kreisen hat es seinen Anfang genommen und ist erst mit den Lastern dieser Stände allmählich auch ins Volk eingedrungen.

Wir wollen gewiß nicht in Abrede stellen, daß mancherlei soziale Mißstände der Gegenwart das Uebel gefördert und gesteigert hat, so namentlich das Wohnmangel in den größeren Städten. Hier müssen staatliche Fürsorge und christliche Warmherzigkeit zusammenhelfen und alles aufbieten, um diese schlimmen Zustände zu überwinden. Aber das sind nur Nebenursachen. Die Hauptursache, der Hauptschuldige ist der böse Wille, der böswillige, laiterhafte Mißbrauch der Ehe.

Die sittliche Fäulnis, die sofort Platz greift, wo christlicher Glaube und christliche Sitte schwinden, ist bereits hinabgedrungen bis zur Lebenswurzel der Familie. In weiten Kreisen ist die Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Ehe verloren gegangen. Auch vor die ehelichen Rechte ausüben, ohne die ehelichen Pflichten auf sich zu nehmen. Zügelloses Begehren, kaltrechnende Selbstsucht und Habsucht, feige Scheu vor Mühen und Opfern verführt dazu, daß man frevelhaft dem Schöpferwillen Gottes Trost bietet, die Natur vergewaltigt, den Hauptzweck der Ehe vereitelt, sie entweicht, verunstaltet, mit Unfruchtbarkeit schlägt die Kinderzahl vermindert, ja durch Vernichtung des keimenden Lebens geradezu zum Mörder wird.

Ein solches gottwidriges und naturwidriges Verhalten in der Ehe wird nun gar in unserer bösen Zeit heimlich und offen angepriesen und anempfohlen als besondere Klugheit und Vorsicht, als Schuttmittel für die Gesundheit und den Wohlstand der Familie, als die Kunst, die Lust zu steigern, die Last und Sorge zu vermindern. Und eine fluchwürdige Industrie leistet hierzu verbrecherisch Beihilfe. Dessenhalb und auf Schleichwegen weiß sie ihre verruchten Artikel dem Volk aufzudrängen. Die mehr unster armes deutsches Volk nicht mit seinem Geld allein, sondern auch mit seinem Blut, mit der Gesundheit des Leibes und der Seele, mit dem Glück der Familie bezahlen; die deutsche Nation bezahlt sie mit dem Leben von Tausenden von Kindern.

Wehe, wie tief sind wir gesunken! Man rühmte sich einer Kultur, die Religion, Christentum und Kirche entbehrlieh gemacht habe und ohne sie von Höhe zu Höhe aufsteige, — und nun steht man vor neuen Abgründen des Todes. Man machte große Worte von Lebensbejahung und Lebenssteigerung infolge der Fortschritte der Neuzeit, — und nun wird hier die Nation bedroht von einer Lebensverneinung und Lebensvernichtung, die man mit Recht als ihren langsamen Selbstmord bezeichnet hat. Man freut sich mit Recht darüber, daß es der ärztlichen Kunst gelungen ist, die Sterblichkeitsziffer von Jahr zu Jahr herabzumindern, — aber gleichzeitig verschlingt der stille, geheime Tod des zwanzigsten Jahrhundert's Jahr für Jahr Tausende von Kindesleben.

So furchtbare Früchte zeitigt die Abkehr von Gott, der Abfall von Christus. Das ist die Pest, die dem Kriege gegen Christentum und Kirche auf dem Fuße folgt. Der Giftkeim und Todeskeim ist diesem geliebten deutschen Volke schon bis ins Mark gedrungen; es wird ihn nicht mehr ausstoßen können, wenn nicht alle guten Kräfte sich regen und sammeln. Darum ist es Pflicht der Bischöfe ihre warnende Stimme zu erheben. Mögen alle auf uns hören, die es angeht, Hohe und Niedrige, Arme und Reiche.

(Fortsetzung folgt.)

Für die lieben Erstkommunikanten.

Als einst die frommen Hirten und die Weisen aus dem Morgenlande das göttliche Kind suchten, da fanden sie es mit Maria seiner Mutter. Auch für euch ist das liebe Jesuskind seit euren frühesten Tagen unzertrennlich verbunden mit Maria. Jesus und Maria, das waren die ersten heiligen Worte, die ihr auf dem Schoße eurer lieben Mutter gelernt habt. Ihr wollt nun bald das liebe Jesuskind in euer Herz aufnehmen, da müßt ihr auch die liebe Muttergottes recht eifrig verehren, unter ihrer fortwährenden Anrufung und ihrer gnadvollen Fürbitte werdet ihr euch am besten vorbereiten können auf die Ankunft des hehren Gastes. Maria ist ja unsere Mutter, weit hilfreicher und liebevoller als unsere irdische Mutter; in ihrer schwersten Stunde, als sie unter dem Kreuze stand, sind wir alle ihre Kinder geworden. O welches Glück ist es, eine solche Mutter zu besitzen. Welcher Schatz ist schon ein irdisches Mutterherz!

Es gibt ein Glück — o lern' es ganz empfinden,
Es gibt ein Glück — o nimm es wohl in Acht!
Ein Mutterherz ist einmal nur zu finden.

Doch was ist eine irdische Mutter gegen die sanfteste und treueste der Mütter — was ist ein irdisches gegen das himmlische Mutterherz. Darum schaut auf sie mit einem liebevollen Kinderherzen; schaut auf sie am Morgen und am Abend und empfehlt euch ihrem mütterlichen Schutze. Wenn die Glocke vom Turme zum Engel des Herrn läutet,

dann verweist nicht, Maria zu grüßen; und wie steht's denn mit dem Rosenkranz? Du hast doch sicher einen; täglich müßt du wenigstens ein Gebetlein beten, am besten ist es, wenn du dich dabei vor den Altar der Muttergottes in der Kirche kniest. Unter einem Muttergottes-Bilde habe ich einmal die schlichten Worte gelesen:

O liebes Kind, wo gehst du hin,
Wisse, daß ich deine Mutter bin!
Wer liebt dich so treu wie ich?
Steh' still und grüße mich!

Laßt auch das euch gesagt sein, liebe Erstkommunikanten, ihr werdet's nicht bereuen. Der Weg zum Sohne geht durch die Mutter, und sollte Jesus der Mutter ziehen von sich weisen?

Nein, o Mutter, weit und breit,
Schallt's durch deiner Kinder Mitte,
Daß Maria eine Bitte
Nicht gewährt ist unerhört,
Unerhört in Ewigkeit.

Euer größtes Anliegen ist jetzt eine recht würdige erste hl. Kommunion. Das müßt ihr der ersten Gottesmutter täglich empfehlen, und nebenher geht als gute Marienkinder euch recht Mühe, der Gottesmutter immer ähnlicher zu werden. Kinder müssen der Mutter ähnlich sein, darum seid wie sie recht demütig und bescheiden, recht gehorsam und geduldig, vor allem aber bewahrt euch die Perle aller Tugenden, die Keinheit des Herzens, seid jungfräuliche Kinder der jungfräulichen Gottesmutter. Weicht euch ihr jetzt schon für euer ganzes Leben:

O meine Herrin, o Mutter mein,
Von nun an will ich dein eigen sein,
Und weil ich nun dein bin ganz und gar,
So weh' ich dir heute und immerdar
Die Augen, daß sie erstrahlen mild
Als deiner Keinheit Ebenbild,
Die Ohren, daß deinen Ruf sie nur hören,
Daß verlockende Klänge sie nicht betören,
Der Mund, daß er nur deine Hobeit verkünde,
Von Lüge rein, und von Worten der Sünde,
Mein Herz bis zum Tode dir kindlich ergeben,
Ja mich selbst mit Liebe, Leib, Seele und Leben.

Und weil ich, o gütige Jungfrau mein,
Dir ganz gedöre und ganz bin dein,
So schütze mich, wenn meine Kräfte erlahmen,
In Versuchung und Streit in Ewigkeit! Amen.

Höre noch etwas von einem jugendlichen Marienverehrer. Prof. Dr. Beck in Freiburg schrieb dem bekannten Schriftsteller Stefan Weigel, nachdem er sein „Ave Maria“ gelesen, folgendes rührende Beispiel: „Dann wieder mußte ich bei der Lesung an meinen lieben unergelichen Ministranten Rudolf Sermond denken, dessen Tod im letzten Februar (1902) mir einen so tiefen Schmerz bereitet hat. Er war mein bester Schüler und war von allen seinen Kameraden geliebt und geachtet wegen seiner seltenen Geistes- und Gemüts-Eigenschaften, er war Schüler in der 4. Gymnasial-Klasse; ich habe nie einen Menschen gesehen, der eine so innige Liebe zu Maria hatte wie dieser Kleine. Der marianischen Kongregation anzugehören war seine größte Freude, er kommunizierte an allen Marienfesten; dazu war er die Unschuld und Frömmlichkeit selbst. An Maria Vichimeß kommunizierte er zum letzten Male am Altare, und wie? Ich werde den Eindruck nie vergessen. Am gleichen Tage fiel er in seine Todeskrankheit; in den Fieber-Phantasien betete er fast fortwährend zu Maria und rief öfters: „Welche Freude, der Muttergottes nahe zu sein!“ Er tröstete sich in den furchtbarsten Schmerzen mit der Anrufung: „Mutter der Leiden, bitte für mich.“ Am Todestage morgen kommunizierte er nochmals, und zwar in einer Weise, daß der Anblick in stände gewesen wäre, den verhärtetsten Ungläubigen zu belehren. Als ich ihm gegen das Ende des Todeskampfes, etwa 2 Minuten, ehe er den letzten Atemzug tat, noch vorbetete: „Heilige Maria, bitte für mich, dein armes Kind, jetzt und in der Todesstunde!“ da lächelte er nochmals friedlich und selig, dann starb er.“

Wißt du auch einmal so glücklich sterben, dann werde ein treues Marienkind.